

■ „es weiß seit langer zeit /
niemand mehr was ein mensch ist“
(Bertold Brecht).

Philosophisch-theologische Anmerkungen zum Menschenbild

Vortrag auf dem Symposium „Autonomie,
Selbstbestimmung und Würde – ein multi-
professioneller Diskurs“ am 30. Juni 2007
in Bad Berka

Eberhard Tiefensee
Lehrstuhl für Philosophie, Katholisch-Theologische
Fakultät der Universität Erfurt

© Alle Rechte beim Autor – Abdruck, auch auszugswei-
se, nur mit ausdrücklicher Genehmigung!

1. Die Frage nach dem Menschen als die fundamen- tale Frage der Philosophie

Die Philosophie stellt vor allem Fragen, genauer: sie hinterfragt. Das ist nicht ungefährlich, wie Sokrates erfahren musste, der dafür hingerichtet wurde. Oft sind die Fragen wichtiger als die Antworten. Doch philosophische Fragen gibt es viele. Da aber Philosophie zugleich Wissenschaft ist, was immer eine Fähigkeit zur Systematik beinhaltet, finden sich glücklicherweise Köpfe, die mit der nötigen Kraft zur Übersicht ausgestattet sind, um Ordnung in das Chaos zu bringen. Immanuel Kant (1724-1804) hat vor reichlich 200 Jahren das Ganze so zusammengefasst: Was an der Philosophie interessiert, sind eigentlich folgende drei Fragen: Was kann ich wissen? – Was soll ich tun? – Was darf ich hoffen? Die letzte Frage beantwortet die Religion, die zweite Frage die Moral (oder Ethik), die erste Frage die Metaphysik (oder Erkenntnistheorie). All diese drei Fragen, so fährt er fort, lassen sich noch einmal in einer einzigen konzentrieren: Was ist der Mensch? Das also ist die Frage aller Fragen in der Philosophie. Wir sind demnach mit der Frage nach dem Wesen und der Würde des Menschen im Zentrum der Philosophie.

Der Obertitel stammt aus dem „Badener Lehrstück“ von 1929 (deshalb hat er so eine seltsame Rechtschreibung). Es ist anlässlich des 50. Todestages Brechts (1898-1956) noch einmal im Rundfunk aufgeführt worden. Wie ein Echo auf die Frage Kants klingt diese Zeile: „es weiß seit langer zeit / niemand mehr was ein mensch ist“. Eine merkwürdige Reaktion: Wir wissen doch inzwischen eine Menge über ihn. Er ist homo sapiens. Wir können ihn in die Evolution einordnen. Die menschlichen Gensequenzen sind inzwischen entschlüsselt – das konnte Brecht natürlich noch nicht ahnen. Wir kennen im Wesentlichen den Werdegang des Menschen von der Befruchtung bis zum Tod. Wir haben eine Fülle von Humanwissenschaften: Medizin, Psychologie, Erziehungswissenschaft, Soziologie, Sprachwissenschaft, Kulturanthropologie etc.

Die Philosophie wird allerdings entgegen: Vielleicht wissen wir eine Menge mehr über den Menschen als früher, was aber nicht heißt, wir wüssten besser, was ein Mensch ist. Könnten wir zum Beispiel auf Antrieb sagen, was den Menschen von allem anderen unterscheidet? Ich lade Sie zu einem einfachen Test ein. Wahrscheinlich besteht kein Zweifel, wenn man in diesen Raum sieht, was Menschen sind und was nicht, sondern Stühle, Wände und Fenster, Insekten und Grippeviren. Wie sieht es aber mit bestimmten höheren Säugetieren – zum Beispiel Menschenaffen – aus, die sich in der genetischen Ausstattung nur um wenige Prozente von uns unterscheiden: Gibt es da einen entscheidenden Unterschied oder sind das nur graduelle Verschiedenheiten? Wie sieht es aus, wenn wir in der Entwicklung eines Menschen rückwärts gehen: Sind Embryonen Menschen? Noch weiter zurück: Sind befruchtete menschliche Eizellen, die nur unter dem Mikroskop zu sehen sind, Menschen? Oder: „Sind das noch Menschen“ – so fragen wir zuweilen bei Sexualtätern oder bei Massenmördern; ähnlich fragen wir bei von Geburt an schwer Geschädigten.

Auch die Geschichte gibt uns Rätsel auf: Wann beginnt das Menschsein in der Evolution und wie werden aus Prähominiden Menschen – immer ein wenig mehr oder im Sprung? Oder die Sprachgeschichte: Das deutsche Wort „Mensch“, so kann man in „Wörterbuch der deutschen Sprache“ der Gebrüder Grimm erfahren, kommt von „männisch“, also „männlich“, und noch heute heißt es im Englischen „man“, was dasselbe Wort für „Mann“ ist. Was war, als dieses Wort entstand, mit den Frauen? Oder in antiker Zeit mit Kindern und Sklaven? Als neue Kontinente entdeckt wurden, fragten sich die Europäer, ob die Eingeborenen dort eigentlich Menschen sind, denn es war durchaus strittig, ob man sie missionieren müsse oder wie Tiere behandeln dürfe. Auch heute noch gibt es Ethnien, die nur die eigenen Stammesangehörigen als Menschen bezeichnen. Wenigstens diese Frage scheint heute geklärt, obwohl vor kurzem viele in dieser Gegend noch meinten, Juden seien keine Menschen, sondern wie Ungeziefer zu behandeln.

Welche Eigenschaften kennzeichnen einen Menschen, so dass wir ihn klar von allem Nichtmenschlichen unterscheiden können? Macht Vernunft den Menschen – was ist dann mit unheilbar geistig Behinderten? Kennzeichnet ihn das Selbstbewusstsein – was folgt daraus für Neugeborene: Müssen die erst Menschen werden? Oder: Sind Komapatienten noch Menschen? – Stellen Freiheit, Autonomie oder Selbstbestimmung das entscheidende Merkmal dar – wie ordnet man dann psychisch Geschädigte ein, die nicht selbstbestimmt leben können, oder Suchtkranke, die wie völlig fremdgesteuert wirken?

Fragen wir grundsätzlicher, tut sich ein neuer Abgrund der Ratlosigkeit auf: Wer legt eigentlich fest, welche Eigenschaften einen Menschen kennzeichnen und welche nicht: die Wissenschaften? Wenn ja, welche: Die Naturwissenschaften und Medizin? Oder die Philosophie und die Ethik? Die Theologie? Legt es vielleicht die Bevölkerungsmehrheit fest, die in einer bestimmten Kultur lebt: Wer diese oder jene Eigenschaften hat, ist ein Mensch? Was ist dann aber, wenn andere Kulturen

das anders sehen? Deutschland zum Beispiel diskutiert diese Frage intensiv und ist beispielsweise sehr zurückhaltend in der Forschung mit Stammzellen, andere Länder tun das nicht. Man kann also den Inhalt einer Petrischale von Deutschland, wo er wie ein Mensch behandelt wird, in das Nachbarland tragen, und dort ist er keiner mehr – und zurück. Ähnlich ist es mit den Toten? Im England wird für tot erklärt, bei dem bestimmte Hirnregionen nicht mehr arbeiten, in Deutschland muss das Gesamthirn ausgefallen sein. Wieder das gleiche Paradoxon: Wenn ein in England Toter schnell genug nach Deutschland transportieren würde, lebte er plötzlich wieder. Sind Tote aber überhaupt noch Menschen oder sind sie etwas Nichtmenschliches? Kann man dann mit ihnen so gut wie alles machen wie in Guben, wo sie ausgestellt werden und die Landesregierung sogar per Dekret verhindern muss, dass nicht auch noch komplette Schulklassen dorthin gehen; oder ist das Störung der Totenruhe und müsste eigentlich strafrechtlich verfolgt werden?

Es ist immer die gleiche Frage: Was macht den Menschen zum Menschen? Die Antwort ist nicht bloße Theorie, sondern von unmittelbar praktischer Bedeutung. Es geht offensichtlich um nichts weniger als um die Menschenwürde; und an diesem Begriff hängen wiederum die Menschenrechte. Neue Fragen drängen sich auf: Wieviel Euro im Monat kann in Deutschland ein Mensch beanspruchen, um menschenwürdig zu leben: Was gehört dazu, was muss er sich leisten können, worauf kann er verzichten, ohne seine Menschenwürde zu verlieren? Oder: Was ist, wenn Persönlichkeitsrechte und Pressefreiheit kollidieren, sind doch beide Grundrechte: Darf eine Zeitung ihre Leser dazu anstiften, andere in jeder Lage zu fotografieren, um die Fotos gegen Geld dann einzusammeln und abzdrukken? Ist das menschenwürdig? Und – so fragen Sie sich wahrscheinlich täglich – was heißt: menschenwürdig sterben? Apparate ab- oder anschalten? Das Leben verlängern oder verkürzen? Das Gift bereitstellen, damit Patienten sich selbst das Leben nehmen können – Selbstbestimmung bis zuletzt, wie es Schweizer Organisationen betreiben? Die Spritze setzen, um das unerträgliche Leiden zu beenden, wie in den Niederlanden und in Belgien? Und für wen ist das Leiden unerträglich – für den Kranken oder eher für diejenigen, die es nicht mehr mit ansehen können, wie jemand leidet?

Aber, so kann man die Fragerichtung nun umkehren: Wird nicht bei all dem das Menschsein total überbewertet? „Welche Chimäre ist der Mensch“, so ruft der Mathematiker und Philosoph Blaise Pascal (1623-1662) in seinen „Pensees“ aus: „Welche Neuheit, welches Monstrum, welches Chaos, welches Gefäß des Widerspruchs, welches Wunder! Richter aller Dinge, armseliger Erdenwurm; Verwalter der Wahrheit, Kloake der Unsicherheit und des Irrtums; Herrlichkeit und Auswurf des Weltenalls.“ Inzwischen wissen wir präziser, wie uns das Universum in die unendlichen Weiten des Raumes „ausgeworfen“ hat – vom „Big Bang“ angefangen bis heute. Wir kennen leider seit 1945 das Monströse im Menschen eindrücklicher als jemals zuvor. „Seid ich den Menschen kenne, lieb ich die Tiere“ – ist dieser Spruch so falsch? Aber wir wissen auch detaillierter

ter, was es heißt, „Herrlichkeit des Weltenalls“ zu sein, kennen die wunderbare Komplexität des Physischen, Psychischen und Sozialen, das den Menschen ausmacht und ihn aus dem Tierreich heraushebt. Sind wir aber bei all dem wirklich weiter in unserem Wissen, als Pascal im 17. Jahrhundert oder als Kant zur Zeit der Französischen Revolution? Ich behaupte, nein; Brecht hat recht: „es weiß seit langer Zeit / niemand mehr was ein Mensch ist“.

Aus diesen Fragedschungel ist nicht leicht herauszufinden. Aber vielleicht können wir eine Schneise schlagen, die uns wenigstens zu einer Lichtung bringt, auf der wir etwas Luft holen und etwas Licht sehen können.

2. Kants Definition: Menschsein heißt Personsein

Immanuel Kant hat uns nicht nur die Frage aller Fragen der Philosophie beschert: „Was ist der Mensch?“, sondern auch eine Antwort versucht: Der Mensch ist Person. Deshalb sei zwischen Sachen und Personen zu unterscheiden. Der Unterschied besteht darin, dass Personen – anders als Sachen – nie bloß als Mittel zum Zweck verwendet werden dürfen. Sie sind, so sagt er, immer auch „Zweck an sich“, d.h. sie haben in sich einen Wert. Ein Hammer ist beispielsweise ein Schlagwerkzeug – nur Mittel zum Zweck, eine Sache also. Freilich kann ich auch Menschen instrumentalisieren, und wir tun es öfters. „Hol mal die Zeitung aus dem Briefkasten!“ – Der andere dient als Mittel, an sie heranzukommen. „Hier muss der Handwerker ran – ich bekomme es allein nicht hin!“ – Der andere dient dazu, die Reparatur zu erledigen. Aber er ist eben nicht ausschließlich Mittel zum Zweck, sondern hat einen Wert in sich: Irgendwie muss bei der ganzen Verwendung etwas auch für ihn herauspringen, er selbst muss – auch – ein Ziel sein. Das heißt konkret: Er verdient meine Achtung, meine Anerkennung. Deswegen bitte ich den, der mir die Zeitung aus dem Briefkasten holt, und bedanke mich beim Handwerker. Bei einem Roboter fiele mir das wahrscheinlich nicht ein, es sei denn, ich behandelte ihn wie einen Menschen.

Natürlich kann der Einsatz eines Menschen soweit gehen, dass er geopfert wird wie die Feuerwehrleute, die am 11. September 2001 in die brennenden Türme eindringen. Sie standen unter Befehl und waren das Mittel, den Brand zu löschen und andere zu retten. Dabei kamen sie um – was also blieb für sie selbst? Auch sie waren nicht nur Mittel zum Zweck, wie der Schaum aus ihren Feuerlöschern – der wurde sozusagen restlos für die Aktion verbraucht und diente ausschließlich als Mittel. Ihr Wert in sich, ihre Würde bestand dagegen darin, dass sie ihr Leben bewusst riskierten und ihr Opfer auch aus freiem Willen, d.h. wenigstens in Maßen selbstbestimmt, bringen konnten und dass sie dafür – so hoffen wir wenigstens – von den Überlebenden anerkannt und geehrt werden: Vielleicht nicht namentlich – das ist nicht in jedem Fall möglich –, dann aber wenigstens als Teil einer Gruppe von Menschen. Das sind zwar Extremfälle, aber man muss sie in der Anthropologie immer mitbedenken.

Der Unterschied zwischen Sachen und Personen besteht also darin, dass ich Sachen nötigenfalls restlos instrumentalisieren, sie sozusagen verbrauchen darf, um ein

Ziel zu erreichen; Personen aber nicht. Kants Maxime lautet: „Handle so, dass du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.“ Sollte ich also eine Person vor mir haben (und das kann ich selbst sein), steht gleichsam ein Stoppschild im Raum: „Achtung! Kein reines Mittel zum Zweck!“ Um sofort wieder einen Extremfall aufzurufen: Wenn also in einer Petrischale eine befruchtete Eizelle liegt und falls das menschliche Leben, ein Mensch ist, dann können meine Ziele noch so großartig und menschenrettend sein und durch meine Forschung die fürchterlichsten Krankheiten heilbar werden, ich darf den Inhalt nicht einfach für meine Forschung verbrauchen als Mittel zum Zweck. Es sei denn, es läge nur eine Sache vor, dann kann ich sie letztlich wie jedes andere Untersuchungsobjekt behandeln. Genau an diesem Punkt entzündet sich der Streit: Ist es nur ein Zellhaufen, also eine Sache, oder im Gegenteil schon eine Person, dann aber gilt das Stoppschild.

3. Der Begriff der Person in historischer Perspektive

Wir sind offenbar nicht sehr viel weitergekommen: Denn statt zu fragen, was ein Mensch ist, müssen wir jetzt untersuchen, was denn eine Person definiert. Sind zum Beispiel Tiere Personen? Tierschützer würden sagen, dass zumindest höhere Säugetiere nicht verbraucht werden dürfen. So gesehen wären sie wie Personen und nicht wie Sachen zu behandeln. Deshalb geben wir solchen Tieren häufig auch Namen, was uns bei Regenwürmern zum Angeln wohl eher selten einfällt. Hier ist nun allerdings etwas merkwürdig: keine verbrauchende Tierforschung, aber verbrauchende Embryonenforschung? Sind Tiere inzwischen in unserer Kultur zuweilen schützenswürdiger als befruchtete menschliche Eizellen? Weil Tiere größer oder weiter entwickelt sind als befruchtete Eizellen? Hängt also das Personsein von bestimmten Eigenschaften ab? Ist dann der Säugling, der weit weniger Fähigkeiten hat als ein entwickelter Affe, keine Person? Der australische Ethiker Peter Singer ist dieser Meinung.

3.1. Antike: Person als Rolle

Der aus dem Lateinischen kommende Begriff Person bezeichnet die Maske, durch welche die Stimme hindurchtönt (per-sonare), oder die Rolle, die jemand spielt. Aus Theaterprogrammen kennen wir noch heute die Überschrift „Personen und ihre Darsteller“. XY tritt also an diesem Abend in der Rolle, d.h. in der Person, des Faust auf. Wenn Menschen Personen sind, hieße das, wir spielten ständig Theater voreinander und vor der Welt. Unsere Welt wäre dann ein einziges Theater. Das klingt hart, trotzdem ist daran etwas Wahres, denn – so bringt es der Bonner Philosoph Theo Kobusch auf den Punkt – wir Menschen sind „Als-Wesen“: Wir sind immer als etwas gegenwärtig. Ich trete momentan als Referent auf, vorher aber als Teilnehmer am Straßenverkehr. Sie sitzen als Zuhörerinnen und Zuhörer vor mir. Es scheint ein Charakteristikum des Menschen zu sein, dass er immer „als etwas“ erscheint. Tiere sind da unmittelbarer: Eine Katze tritt als Katze auf und als nichts anderes, zumindest für sich selbst gesehen. Den erheblichen

Unterschied zu uns kann ein kurzer Tagesrückblick zeigen: Sie werden ein Menge Rollen finden, in die Sie geschlüpft sind und in denen Sie sich wie selbstverständlich bewegen: Konsument oder Kundin, Fachfrau oder Ratsuchender, Radiohörer oder Fernsehzuschauerin, Gesprächspartner, Mutter oder Vater etc.

Welche dieser Rollen bin eigentlich „ich“? Wann trete ich endlich mal – selbstbestimmt – als „ich“ auf und nicht in Rollen? Wann tritt überhaupt ein Mensch eigentlich als Mensch auf und nicht in irgendwelchen gesellschaftlich- oder situationsbedingten Funktionen? Bin ich als „Person“ der Schnittpunkt all dieser wechselnden „Personen“? Und wer bestimmt diese: Legen die Verhältnisse oder das soziale Umfeld, z.B. ein Klinik-Betrieb, fest, was eine Person konkret ist und was nicht? Macht das jeweilige Umfeld mich erst zum Menschen: „Wir sehen dich als Menschen an, wir akzeptieren dich als Menschen“ – außerhalb dieser Anerkennung aber bin ich nichts? Oder sind es meine speziellen Eigenschaften, die mich zu dieser oder jener Person oder überhaupt zur Person machen? Ist es meine Geschichte, sind es meine Leistungen – oder gibt es etwas, was davon unabhängig ist?

Es lässt sich ahnen, dass Menschsein abhängig von der Anerkennung durch die anderen ist und sicher auch die wechselseitige Anpassung an die jeweils anderen erfordert. Aber wie weit darf das gehen, ohne dass sich der Mensch in diesen Erwartungen und Funktionen verliert und damit die Basis all dieser möglichen Rollen ausfällt?

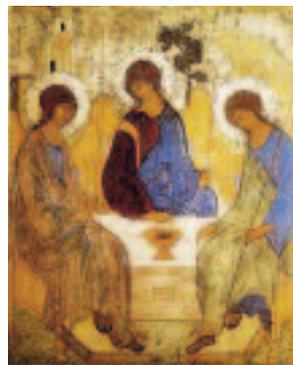
Vielleicht sind wir mit dem Unterschied Person – Sache auf eine falsche Fährte geraten, weil das Wort Person so etwas wie Maske, Rolle suggeriert und es handelt sich eigentlich um etwas davon Unabhängiges? In der Antike bezeichnete „Person“ tatsächlich eine Rolle, d.h. etwas gesellschaftlich vorgegebenes, zum sozialen Spiel Erforderliches. Zur Person wurde man gemacht und war es nicht einfach; umgekehrt ausgedrückt: Ich bin nicht Mensch, ich werde es erst. Kinder waren damals (noch) keine Menschen; sie wurden es erst, wenn sie ein bestimmtes Alter, also bestimmte Eigenschaften und damit einen bestimmten gesellschaftlichen Status erreicht hatten. Sie konnten dann z.B. vor Gericht auftreten, sie waren „mündig“ – hatten also einen eigenen Mund. Noch heute sprechen wir von einer Firma als einer juristischen Person.

3.2. Mittelalterliche Trinitätsspekulation: Person als Herkunftsbeziehung

Im Mittelalter änderte sich das Verständnis von Person-Sein. Hier muss jetzt vom Christentum gesprochen werden und seiner Wissenschaft, der Theologie. Sie mischte sich ein in diese Diskussion über den Menschen und seine Stellung im Kosmos und forderte, dass über den Personbegriff noch einmal gründlicher nachgedacht wurde. Ansatzpunkt war die Trinitätsspekulation, d.h. die Auseinandersetzung über die Lehre von der Dreifaltigkeit bzw. Dreieinigkeit Gottes. Thomas von Aquin (ca. 1224-1274), der große Theologe des Mittelalters, war sich bewusst, dass wir in dieses Geheimnis Gottes nur eindringen können, weil Gott selbst sich für uns in dieser Weise geöffnet hat, denn auch die

kühnsten philosophischen Spekulationen kämen nicht auf die Idee eines dreifaltigen Gottes. Doch die Taufe, das Beten und das Segnen geschah schon immer „im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“, also mit einer Formel, die bereits in den Evangelien steht (vgl. Mt 28,19). Jahrhunderte haben die großen Geister darum gerungen und gestritten, wie sie diese Unbegreiflichkeit auf den Punkt bringen und von Missverständnissen, z.B. dem Polytheismus, abgrenzen können. Das Abendland hatte sich entschieden, dafür den aus der Philosophie stammenden Personbegriff einzusetzen: „Ein Gott in drei Personen“. Aber, so fragt sich nun Thomas von Aquin, worin unterscheiden sich die drei göttlichen Personen? Verschiedene Eigenschaften können sie wohl nicht haben, wie er mit scharfer Logik erkennt, denn dann hätte eine der göttlichen Personen mindestens eine Eigenschaft, die der anderen fehlt und umgekehrt. Göttlichkeit ist jedoch die Fülle von allem, weshalb keiner göttlichen Person etwas fehlen kann, was die andere hat.

Das scheinen typisch scholastische Spitzfindigkeiten zu sein, von denen wir uns zum Glück inzwischen verabschiedet haben, weil wir wichtigere Probleme zu klären haben. Viele fragen sich ja, ob es überhaupt Gott gibt, und denen dürfte es absurd erscheinen, den Unterschied der göttlichen Personen zu diskutieren. Andere verweisen hier auf die Auseinandersetzungen mit Juden und Muslimen über die Dreifaltigkeit Gottes und schlagen vor, besser über alternative Gesprächsansätze für den interreligiösen Dialog nachzudenken. Jedoch: Im Unterschied zu manchem Naturwissenschaftler, der schon die Fachzeitschrift vom vorletzten Jahr für radikal überholt hält, eliminiert ein Philosoph nichts aus der Tradition, bevor er es nicht gründlich auf Weiterverwendung geprüft hat.



Bleiben wir also bei der Problemstellung des Thomas von Aquin: In den Eigenschaften können sich die göttlichen Personen nicht unterscheiden, wenn sie göttlich bleiben wollen. Aber – so Thomas – die Beziehungen zueinander sind verschieden: Vater und Sohn können sozusagen nicht die Plätze tauschen. Das also kennzeichnet sie: die Herkunftsbeziehung. Ähnliches gilt von der dritten Person, den wir den Heiligen Geist nennen, der „vom Vater und vom Sohne ausgeht“, wie die westliche Fassung des Glaubensbekenntnisses sagt. Diese Art von Unverwechselbarkeit wollte wohl Andrej Rubljev (ca. 1370-1430) in seiner berühmten Dreifaltigkeitsikone zeigen, die inzwischen in der Moskauer Tretjakow-Galerie hängt. Dort sitzen drei Engel um einen Tisch, und sie sehen sich so ähnlich, dass selbst Fachleute rätseln, welche der Engelgestalten jeweils welche göttliche Person darstellen soll. Diese unterscheiden sich nämlich nur in den Handbewegungen und in den Blicken, die ein geheimnisvolles Spiel der Beziehungen bilden, das zum Betrachter hin offen ist und ihn einladen will, in dieses Spiel mit einzutreten.

Wenn wir die ungewöhnlichen Überlegungen des Thomas ausnutzen, kommt tatsächlich etwas für unsere Frage nach der Person heraus. Personsein ist vor allem eine Angelegenheit der Beziehungen, mit anderen Worten: Eine Person ist keine Person, auch wenn jede für sich etwas Selbständiges darstellt, oder, wie die Alten sagten, etwas Substantielles ist. Dieser relationale Personbegriff dämpft allerdings erheblich unsere Tendenz, Menschsein vor allem an Autonomie (Selbstgesetzlichkeit), ja vielleicht sogar an Autarkie (Unabhängigkeit) festzumachen. Die wichtigste Beziehung für das Personsein ist dabei die Herkunft. Welche Eigenschaften etwas hat oder nicht hat, ist dagegen für das Personsein nicht entscheidend. Selbstverständlich wusste auch Thomas, dass sich Personsein beim Menschen anderes darstellt als beim dreifaltigen Gott. Wir unterscheiden uns zwar auch durch unsere Herkunftsbeziehung: Falls hier keine Geschwister im Raum sind, hat jeder und jede jeweils einen anderen Vater und eine andere Mutter. Meine Herkunft von diesem Vater und dieser Mutter macht mich zu einer einmaligen Person. Das reicht aber nicht in jedem Fall: Geschwister haben schließlich dieselbe Herkunft, so dass sich menschliche Personen nicht nur durch die Herkunftsbeziehung definieren (wie die göttlichen) müssen, sondern auch durch ihre unterschiedlichen Eigenschaften, beginnend beim unterschiedlichen Geburtszeitpunkt etc.

Trotzdem bleibt es dabei: Die Eigenschaften sind für das Personsein zweitrangig. Menschen sind Personen aufgrund ihrer je verschiedenen Herkunft und aufgrund der Art der Beziehungen, in denen sie zueinander stehen. Bei diesen zwischenmenschlichen Relationen spielt offenbar wieder hinein, dass wir untereinander immer Rollenspiele aufführen, aber auch das ist nicht der springende Punkt: Die Herkunftsrelation ist entscheidend und nicht die jeweilige soziale Stelle oder die derzeitige Funktion.

4. Drei mögliche Begründungen der Menschenwürde im Kontext des Speziesismus

Man mag die Trinitätsspekulation des Thomas durchaus für müßig halten, doch hat das Ergebnis unsere Kultur tiefer geprägt, als uns bewusst ist. Wir haben tatsächlich etwas gewonnen für unsere Frage, wann etwas eine Person ist und wann nicht – und damit einen Schlüssel für die Definition von Menschsein in die Hand bekommen. Person ist jede und jeder, der von einer anderen Person herkommt. Oder anders ausgedrückt: Mensch ist jedes Etwas, das von einem Menschen geboren wurde. So bringt es der Philosoph Robert Spaemann auf den Punkt: „Würden wir aufgrund bestimmter tatsächlicher Eigenschaften als Mitglieder der menschlichen Gesellschaft erst durch andere kooptiert, so läge es im Belieben einer Mehrheit dieser anderen, diejenigen Eigenschaften zu definieren, aufgrund deren jemand Menschenwürde besitzt und Menschenrechte beanspruchen darf. Das aber würde den Gedanken der Menschenrechte überhaupt aufheben. Dieser setzt nämlich voraus, dass jeder Mensch als geborenes Mitglied der Menschheit kraft eigenen Rechts den anderen gegenübertritt, und dies wiederum bedeutet, dass die biologische Zugehörigkeit zur Spezies *homo sapiens* allein es sein darf, die jene Minimalwürde begründet, welche wir

Menschenwürde nennen.“ In Zeiten der Eizellen-Befruchtung im Labor müssen wir wahrscheinlich präzisieren: Alles, was von Menschen abstammt, ist Mensch. Das, so Spaemann, sei allerdings nur eine Minimaldefinition von Menschenwürde, aber sie trägt zunächst sehr gut: Was zur Spezies *homo sapiens* gehört, ist Mensch und hat ein Recht, als Mensch angesehen zu werden – noch einmal sei es betont: unabhängig von sonstigen konkreten Eigenschaften. Personsein wird durch Herkunft definiert. Weil hier die Art (Spezies) entscheidend ist, handelt es sich um eine Variante des sogenannten „Speziesismus“.

Es gehört zur speziesistischen Diskussion, nun zu fragen, warum ausgerechnet dieser *homo sapiens* eine besondere Würde beansprucht, also als Person angesehen werden soll. In der Philosophiegeschichte haben sich im Wesentlichen dafür drei Begründungen durchgesetzt.

Die transzendente Begründung Kants haben wir schon kennengelernt: Wir sind gezwungen, den Unterschied zwischen Sachen und Personen zu machen, damit eine Ethik überhaupt möglich ist (transzendent meint hier: notwendige Bedingung für die Möglichkeit von ...). Wer Personen dagegen wie Sachen behandeln und ihnen die Anerkennung als Personen entziehen würde, machte jede Art von Ethik unmöglich, was schnell deutlich wird, wenn eine weitere dieser notwendigen Bedingungen in Betracht gezogen wird: die Freiheit des Menschen, d.h. also seine Autonomie. Ohne diese wäre auch keine Ethik möglich, da dann niemand für seine Taten verantwortlich zu machen wäre. In einer Welt nur aus Maschinen und Werkzeugen gibt es keine Ethik; kein Computer wird zur Verantwortung bezogen, sondern repariert oder abgeschaltet.

Die bekannteste Begründung für die besondere Würde des Menschen ist allerdings die theologische: „Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie.“ (Genesis 1,27) Ebenbild Gottes zu sein, bei aller Problematik, diese Bezeichnung richtig zu verstehen, ist eine Auszeichnung der Spezies, die wir *homo sapiens* nennen. Ergänzend und besonders für die Medizin in der letzten Lebensphase entscheidend ist die christliche Präzisierung: Das Bild des wahren Menschen, das auch das Bild Gottes ist, stellt der Gekreuzigte dar.

Diese Art der Begründung (die sich z.B. in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung mit ihrem Bezug auf den Schöpfergott findet) trägt freilich nur so weit, wie eine religiöse oder sogar biblische Basis anerkannt wird. Die UNO konnte das nicht voraussetzen und ist bei ihrer Menschenrechtsdeklaration 1946 einen anderen Weg gegangen: Sie begründete die Menschenwürde teleologisch (telos = Ziel) – ohne theologischen Rückgriff – zunächst durch den Verweis auf die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges („da Verkenning und Missachtung der Menschenrechte zu Akten der Barbarei führten, die das Gewissen der Menschheit tief verletzt haben“) und im Blick auf die Zielstellung: „... damit der Mensch nicht zum Aufstand gegen Tyrannei und Unterdrückung als letztem Mittel gezwungen wird, ... [um] den sozialen Fortschritt und bessere Lebensbedingungen bei größerer Freiheit zu fördern, ... da die gemeinsame Auffassung

über diese Rechte von größter Wichtigkeit für die volle Erfüllung dieser Verpflichtung ist, verkündet die Generalversammlung die vorliegende Allgemeine Erklärung der Menschenrechte als das von allen Völkern und Nationen zu erreichende gemeinsame Ideal ...“.

Die beiden letztgenannten Begründungsstrategien haben den Vorteil, dass sie von jeglichem Bezug auf bestimmte Eigenschaften des Menschen absehen. Die theologische Formel greift allein auf die Herkunft zurück, die Formel der UNO benennt die Konsequenzen, die bei einer Missachtung der Menschenwürde zwangsläufig eintreten. Bei Kant dagegen spielt offenbar eine bestimmte Eigenschaft der Spezies homo sapiens, nämlich seine Fähigkeit zur Selbstbestimmung und damit seine Vernunftbegabung eine entscheidende Rolle, um Menschen als „spezifisch“ ethikfähig und achtungswürdig erscheinen zu lassen. Was aber ist, wenn diese Eigenschaften konkret ausfallen? Dieses Problem ist nur durch eine typologische Definition des Menschen zu lösen, wie sie David Wiggins vorgeschlagen hat: „Person ist jedes Lebewesen, das einer Spezies angehört, deren typische Mitglieder intelligente Wesen sind, ausgestattet mit Vernunft und Reflexion, und die durch ihre physische Ausstattung typischerweise befähigt sind, sich selbst zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten als dieselben denkenden Individuen zu betrachten.“ Folglich muss das konkrete Mitglied diese Eigenschaft nicht haben, es reicht die Zugehörigkeit zu einer Spezies, deren „normale“ Mitglieder diese Eigenschaft besitzen – ein zweifellos genialer Ausgleich zwischen der spezieistischen Minimaldefinition der Menschenwürde, die allein die Herkunftsbeziehung erfordert, und unserer Intuition, dass der Mensch ein vernunftbegabtes und zur Selbstbestimmung fähiges Lebewesen (animal rationale) sein muss.

5. Praktische Konsequenzen: Kein Mensch ist nur ein Fall von ...

Die praktischen Konsequenzen dieser Überlegungen sind enorm: Alles, was von Menschen abstammt, hat von vornherein die Rechte einer Person. Es darf folglich nicht als Sache betrachtet werden, die immer ein „Fall von ...“ ist, und darf nicht ausschließlich als Instrument zur Erreichung eines Zieles behandelt werden, sondern dieses Etwas hat einen Wert in sich. Darin besteht die Konsequenz aus den schwierigen Überlegungen des Thomas und aus einem Jahrhunderte langen Nachdenken über das Menschsein als Personsein. Hier wird uns klar, welche Bedeutung es hat, dass wir das fremde Wesen – und jeder Mensch ist dem anderen zunächst ein großes Geheimnis – in unser Beziehungsgeflecht integrieren: Wir begrüßen es und müssen es nicht nur tolerieren, sondern akzeptieren. Duldung reicht nicht, es geht um Annahme. Dies geschieht, erneut sei es betont, nicht aufgrund seiner Eigenschaften, Entwicklungsmöglichkeiten und Verhaltensweisen, also nicht, weil wir z.B. Kinder für „niedlich“ halten, Jugendliche für „cool“ und „kreativ“, Patienten für „kooperativ“ oder Ärzte für „genial“, sondern weil sie zu uns gehören allein aufgrund ihrer Herkunft: „Wir sind Menschen, ihr auch.“

Es gilt dann nicht nur das Recht auf Respekt, sondern auch die Pflicht dazu – wechselseitig. Der Arzt muss den Patienten, aber auch der Patient den Arzt respektieren. Niemand darf den anderen einfach instrumentalisieren, um seine Ziele zu erreichen, sondern beide verkehren „auf Augenhöhe“. Der Patient darf nicht zum „Fall“ und somit zur Sache werden („die Galle in Zimmer 3“), sondern ist immer eine unauswechselbare Person mit einer eigenen Geschichte – ein großes Geheimnis, das es verdient, mit einem Namen angesprochen zu werden. Der Arzt darf nicht für Patientenwünsche „benutzt“ werden, die seiner Kompetenz und seinem Gewissen widersprechen (z.B. für den Vollzug der Todessehnsucht), weil auch das eine unzulässige Instrumentalisierung wäre. Respekt ist für mich das Äquivalent für Liebe, gilt sie doch nach christlichen Maßstäben auch dem Feind gegenüber. Respekt verdienen sogar noch die Toten. In Leipzig (und inzwischen auch in anderen Städten) ist es üblich geworden, dass sich die Studierenden nach dem Anatomiekurs in einer Gedenkveranstaltung von denen verabschieden, die ihren Körper zur Verfügung gestellt hatten und an denen sie das Sezieren gelernt haben. Dabei werden in Anwesenheit der eingeladenen Hinterbliebenen die Namen dieser Menschen vorgelesen: So erscheinen sie wieder als Personen und sind keine Sachen.

Was also ist der Mensch? Wir bleiben ein schwer zu fassendes Rätsel. Wenn ich um eine kurze Antwort gebeten würde nach all diesen Überlegungen, dann würde ich sie mir bei einer der Chassidischen Erzählungen von Martin Buber (1878-1965) holen: „Rabbi Schlomo fragte: ‘Was ist die schlimmste Tat des bösen Triebes?’ Und er antwortete: ‘Wenn der Mensch vergisst, dass er ein Königssohn ist.’“ Und das, so würde ich hinzufügen, gilt unabhängig von unseren Eigenschaften, Fähigkeiten und Taten. Gleichwohl wäre es angemessen, wir verhielten uns geziemend gegeneinander, wenigstens wäre das einer Bemühung wert, denn: „Adel verpflichtet!“ Aber dass wir in dieser Herkunftsbeziehung stehen, als Ebenbild und damit Söhne und Töchter Gottes – einfach so, wie wir nun einmal sind, das ist die Basis unserer Kultur. Wir sollten sie verteidigen, ganz gleich, wie unterschiedlich wir diesen unseren hart erkämpften Humanismus letztlich begründen.

Bildnachweis: <http://www.klosterkirche.de/zeiten/pfingsten/img/rublev-dreifaltigkeit.jpg> (3.7.07)

Korrespondenzadresse:

Prof. Dr. Eberhard Tiefensee
Lehrstuhl für Philosophie
Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Erfurt
Nordhäuser Str. 63, 99089 Erfurt
Telefon 03 61 / 7 37-25 11
<http://www.uni-erfurt.de/tiefensee>